

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman
[Fortsetzung]
Autor: Flückiger, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

2

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

Die Industrie musste mächtig investieren, um mit den hochmodernen Neueinrichtungen Schritt zu halten, die man jetzt überall in den kriegsversehrten Ländern aufstellte. «Die sind alle ihre alten Buden losgeworden, und das alte Maschinenmaterial wurde als Schadenersatz weggeführt. Und da kommt Uncle Sam und schmeisst mit den Millionen nur so um sich, baut alles wieder auf, tipp-topp, pickfein — und wir stehen da und sagen vornehm: Danke nein, wir brauchen kein Geld und haben kein Anrecht darauf. Und wenn wir was für Euch tun können, bitte sehr. Und dann werfen wir selber noch von Staates wegen zweihundert Millionen Franken Europahilfe hinaus.»

Plötzlich erinnerte sich Philipp an einen Bombardierungsflug. Ziel: München. Ueber das im Dunkel daliegende Frankreich, dann, auf einmal, unten, Lichter: die Schweiz. Während sie, von der Schweizer Fliegerabwehr nur mässig bedroht, geradeaus nach München flogen, wiederholte sich in ihm, ohne dass er etwas dagegen hätte tun können, ein Satz aus dem letzten Briefe von Vater, in dem das Wort «Insel des Friedens» vorkam. Insel des Friedens, dachte er, Insel des Lichts. Die Menschen dort unten — wohl hörten auch sie die Alarmsirenen; ein paar Vorsichtige mochten in die Schutzkeller hinabsteigen. Aber sie wussten alle, dass die Gefahr nicht ihnen galt; sie wussten, dass erst jenseits ihrer Lichter das Grauen begann.

Wenn Bottner nur endlich gehen wollte. Mit Bauer hatte er dann und wann ein Wort über den Krieg oder die Nachkriegsverhältnisse gewechselt.

Bauer sprach nicht so wie Bottner. Und er wusste, dass Frau Preiter den jungen Mann nicht zum Kreis der Dazugehörigen rechnen würde, auch wenn der alte Bottner sich einen Platz wenigstens im Umkreis der Alteingesessenen erworben hatte durch seinen Arbeitseifer und seine unbedingte Anerkennung der Zürcher Tugend. Nur: er durfte zu dem strebsamen jungen Mann nicht unfreundlich sein, musste ihn sogar für sich zu gewinnen suchen. Was ihm auch abgehen mochte in den Augen der Bauers und Preiters: er hatte zumindest eine der hierzulande anerkannten Eigenschaften — den harten Willen, vorwärtszukommen und sich einen Platz in der Welt zu schaffen.

Und hatte er, Philipp, nicht auch den selben Willen? Wollte er nicht mit Rigot & Co. tun, was Bottner mit seinem Wollwarengeschäft tun wollte? Noch während er sich diese Frage stellte, wusste er schon, dass er einem andern Antrieb gehorchte — vielleicht nicht einem vornehmeren, aber, dessen war er fast sicher, einem grundsätzlich anderen. Und er versuchte wieder, sich das Gefühl zu vergegenwärtigen, das er seit der Heimkehr nicht mehr hatte herrufen können: jenes leicht berauschende des Sicherhebens von der Erde, mit einer schwellenden inneren Kraft, die einem die Fähigkeit gab, die Dinge in einem einzigen Blick zusammenzufassen und sie aus einer neuen Freiheit heraus zu sehen. Dieses Gefühl war das Wichtige, nicht der Artikel in der «Times». Der Artikel kam lange nachher: Er war nur die Bestätigung, dass man den andern etwas von diesem Gefühl mitgeteilt hatte.

Bottner könnte das nicht verstehen. Und so scharf fühlte er sich von ihm getrennt, dass er nicht einmal versuchte, ihm so viel von seinen Plänen mitzuteilen, als rätlich und klug gewesen wäre. Er erwähnte nur obenhin, dass Rigot & Co. offenbar viele Möglichkeiten zu einem Ausbau biete und dass die Vorsicht der alten Generation durchaus nicht immer das beste sei.

Bottner war ganz und gar seiner Meinung. Als alte Amerikaner würden sie es diesen altmodischen Schlachtrossen schon noch zeigen! Philipp atmete auf, als er endlich ging.

III. KAPITEL

I

Gerson wohnte in einem Aussenquartier in einem alten Mietshaus, dessen ehemals gelber Anstrich sich in vielen Jahren grau und schwärzlich verfärbt

hatte. Als er sich dem Hause näherte, tönte ihm aus dem Erdgeschoss ein lauter, eintöniger Singsang entgegen. Ueber dem Eingang schien eine Inschrift, «Wirtschaft zum Frohsinn», halb aus der Uebermalung heraus. Zwei bärtige Männer im Kaftan wandelten im Hofe auf und ab und unterhielten sich in der kehligen Sprache, die Philipp aus den jüdischen Vierteln New Yorks kannte. Auf einer Bank sassen drei oder vier Jungens mit blauen Käppchen und redeten in kreischendem Eifer.

Er stieg ein Treppenhaus hinauf, von dessen Wänden der Verputz abbröckelte, und läutete an einer Tür, neben der die Mezzuzah angebracht war. Eine alte Frau öffnete, empfing ihn mit lebhaft-liebenswürdigen Worten, deren Konsonanten sie alle sozusagen doppelt betonte, und führte ihn in ein Zimmer, das überstellt war mit Plüschsesseln und kleinen Tischchen, über welchen gelbe Seidendecken mit schwarzen Fransen hingen. Auf einem runden Tisch neben dem Sofa stand ein grosser silberner Samowar.

Gleich darauf kam der Professor, ein Mann von vielleicht sechzig Jahren, mit einem auf merkwürdige Weise hageren Gesicht: die Backen- und Kieferknochen schienen zu grob, und über sie war eine etwas fahle, faltige Haut gleichsam gehängt. Philipp wusste, dass Gerson lange Jahre in Konzentrationslagern verbracht hatte. Er mochte einmal ein ausgefülltes Gesicht gehabt haben, dachte er, und einen kräftigen Körper . . .

Philipp erkundigte sich nach dem Singsang im Erdgeschoss, und der Professor erklärte, dass sich dort eine Synagoge und eine Schule befänden.

«Wir werden sogleich Tee bekommen», versprach er. Dann ein leichtes Klopfen, und ein junges Mädchen trat ein mit einem Tablett.

«Das ist Katia», sagte Gerson. «Sie ist meine rechte Hand: sie bringt Tee, sie schreibt Briefe, sie streitet sich mit den Bittstellern herum und hält hier die Zügel, wenn ich weg bin.»

Katia setzte sich zu ihnen. «Ich habe Ihren Vater gut gekannt, Herr Rigot. Er war ein ausserordentlicher Mann.» Sie schenkte den Tee ein mit langsamen, sorgfältigen Bewegungen.

Ihre Züge waren etwas grob, aber ebenmässig; nur der Mund war vielleicht zu gross, dachte Philipp. Aber ihr Lächeln hatte etwas seltsam Rührendes, Zutrauliches. Sie war fast schön. Auf einmal wurde ihm bewusst, dass er sie anstarrte, und er blickte verlegen zur Seite.

Dann fragte er den Professor nach seiner Arbeit, und dieser berichtete in schlichten Worten darüber.

Seit Kriegsende war er in den Flüchtlingslagern Westeuropas herumgereist und hatte versucht, auseinandergerissene Familien wieder zusammenzubringen und ihnen Mittel und Wege zur Weiterwanderung zu verschaffen. Philipp ahnte, obwohl der Professor nicht viel Aufhebens machte davon, wie viele Kämpfe er zu fechten hatte: mit Behörden, die die Flüchtlinge loswerden wollten und nicht wussten, was mit ihnen anzufangen sei; mit internationalen Aemtern, die ähnliche Ziele verfolgten wie der Professor selbst, mit unvergleichlich grössern Geldmitteln und einem grossen Stab von Mitarbeitern, von denen sich wohl manche für ihre Tätigkeit aufopferten, ohne doch über die Anonymität riesiger Karteien, verklausulierter Verfügungen und langer Fragebogen mit vielen Durchschlägen hinauszukommen. Und am schlimmsten, erklärte Gerson, waren die Länder, die die Flüchtlinge aufnehmen sollten.

«Wenn wir zehnmal mehr Flüchtlinge hätten, wäre immer noch Platz genug für sie! Die Welt ist voll von leeren und reichen Ländern! Da und dort findet sich jemand, der weitherzig genug ist und die Tore aufschlagen will — aber auch dann stemmen sich noch so viele der Engstirnigen dagegen, dass sich bestenfalls ein Spalt öffnet, durch den wir ein paar Menschen hindurchzwängen können . . . Manchmal ist es zum Verzweifeln . . .»

«Aber Israel hat die Tore aufgeschlagen!» warf Katia ein. Philipp schien es, als ob ein kämpferischer Unterton in ihrer Stimme läge. Sie hatte den Kopf erhoben, und ihre Augen, die bisher von schweren Lidern merkwürdig überschattet gewesen waren, blickten Gerson etwas herausfordernd an.

Dieser lächelte ein wenig. «Ach, Israel . . . Gewiss, wir werden wenigstens die Juden dorthin bringen, mit der Zeit . . . Aber die Welt ist so gross, da sind so viele weite Gebiete . . . Und sie sollen sich alle auf diesen schmalen Küstenstreifen drängen, rings von Feinden umgeben . . . So viele Länder, und alle sollen an einen Ort, wo kein Platz ist . . .»

«Aber eine Heimat, und eine Heimkehr!»

«Vielleicht, Katia. Aber . . .»

Philipp erinnerte sich auf einmal an einen Ausspruch, der nach dem Kriege weitherum erzählt worden war. Da waren zwei Juden an einem der verwüsteten Häfen Europas, der eine, ein Bündel mit seinen Habseligkeiten haltend, bereit, an Bord zu gehen. Der andere fragte ihn: «Wohin denn?» — «Nach Neuseeland.» — «Ist das nicht schreck-

lich weit?» — Darauf der Reisende: «Weit von wo?» . . .

Philipp fühlte eine tiefe Unruhe in sich, die er sich nicht recht erklären konnte.

«Sie waren wohl im Krieg in der amerikanischen Armee?» unterbrach Katia seine Gedanken.

«Ja.» Und dann fügte er hinzu: «Ich war ein Pilot.»

Katias Lider hoben sich wieder in ihrer merkwürdig trägen Weise; sie blickte ihn prüfend an. «Aber das ist schon lange her, nicht wahr?» Ihre Stimme hatte wieder den herausfordernden Unterton.

Worauf wollte sie hinaus? Worüber wollte sie sich streiten? Philipp wusste nichts zu sagen. Er hatte nichts vergessen von jener Zeit: die Insel des Friedens nicht mit ihren Lichtern, die vielleicht den Tod derer im Dunkel noch gewisser machten, und auch das Grauen nicht in der schwarzen Nacht, die er und die Seinen in ein grossartiges Feuerwerk verwandelten. Aber er dachte wieder an die Erzählung von den beiden Juden.

Was war es, das ihn so unruhig machte? Vielleicht dass der Professor und auch Katia immer noch Geschichte lebten? Jene Geschichte, die er mitgeschaffen hatte, wenn er sich von dem Flugfeld in England erhob am späten Abend, an so vielen Abenden, den Städten Europas zu? Aber er . . . er lebte sie nicht mehr. Er hatte mit dem Soldatenrock die Geschichte abgelegt; Grauen und Gewaltbarkeit des Schicksals, das den einzelnen hineinriss in etwas, das ihn unendlich weit überragte, ihn vernichtete vielleicht . . . und ihm doch eine Grösse neuer Art verlieh: von jener Art, wie sie im verkehrten Antlitz Gersons zu lesen war.

Er mochte diesen Gedanken nicht; er erinnerte ihn etwas an ein feindliches Propaganda-Pamphlet, das er einmal, in jenen Tagen, seinem Kommandanten hatte übersetzen müssen. Und doch war da dieser Professor, dieser Jude, Unterlegene und Verfolgte, in dessen Gesicht so etwas zu lesen war . . .

Und auf einmal wusste er, was ihn beunruhigte. Es war die Unterredung mit Bottner. Gewiss: er war ein anderer Mensch als Bottner. Aber war jenes Erlebnis, um dessentwillen er den Plan eines Ausbaus der väterlichen Bank gefasst hatte . . . war es so verschieden von dem, das wohl auch Bottner, wenn auch in gröberer Weise, suchte? Diese schwelende, innere Kraft, dieses Sicherheben, diese Freiheit . . . waren sie nicht ebenso selbstüchtig und hoffnungslos vom grossen Schicksal, von der leben-

digen Geschichte, wie sie der Professor lebte, entfernt?

Ungeduldig schob er den Gedanken weg. Er durfte nicht wahr sein. Er konnte nicht wahr sein.

Dann erinnerte er sich daran, dass er mit einem Auftrag hergekommen war. «Mein Vater bat mich, Sie zu sehen, Herr Professor, wegen des Rosenbildes.»

«Sie wissen wohl, dass es ein grosses Kunstwerk ist.»

«Ich verstehe nicht viel von solchen Dingen.»

«Vielleicht lassen Sie es sich einmal von Katia erklären. Sie kann Ihnen einen ganzen Vortrag darüber halten.»

Katias Augen leuchteten. «Es ist ein wunderschönes Bild.»

Gerson nickte und sann eine Weile vor sich hin.

«Ihr Vater ist kurz vor . . . seinem Hinschied zu mir gekommen und hat mich gebeten . . . Aber lassen Sie mich von vorne anfangen. Herr Rigot hat mir die Umstände erklärt, unter welchen er das Bild erworben hat. Sie kennen den Namen Almond?»

Philipp dachte nach. — «Sie meinen die deutsche Bankierfamilie?»

«Ja. Aber ich spreche vor allem von René Almond, einem Neffen des grossen Almond, der freilich schon vor 1933 Deutschland verliess und sich in Frankreich, wo seine Mutter herkam, ansiedelte. René Almond hatte sich immer nur sehr von fern im Geschäft betätigt und zog vor allem deswegen nach Frankreich, weil er ein leidenschaftlicher Kunstsammler war. Das Marienbild gehörte ihm. Es war freilich ein Ausnahmestück in seiner Sammlung: er gab sich meist nur mit Franzosen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts ab. Nun — Ihr Vater hatte Almond in den dreissiger Jahren kennengelernt, als er anfang, sich mit der Flüchtlingsfrage zu beschäftigen. Bei einem Besuch in Paris hat er das Bild gesehen, und darauf versuchte er lange, Almond dazu zu überreden, dass er es ihm abtrete. Denn obwohl er kein Sammler war und auch nicht ein Kunstkenner, machte ihm das Bild einen tiefen Eindruck . . . wegen des Rosenmotivs, wie er mir sagte. Das war um die Zeit, da er begonnen hatte, den Rosengarten anzulegen.»

Philipp nickte.

«Dann kam die Besetzung der Tschechoslowakei, und man wusste, dass der Krieg kommen würde. Almond verbrachte seine Sammlung auf ein Landgut . . . Schliesslich liess er sich, wenn auch sehr widerstrebend, dazu bestimmen, das Marienbild

Ihrem Vater für die Dauer der Kriegsgefahr zur Aufbewahrung zu geben. Als dann der Krieg wirklich ausbrach und die Deutschen Dänemark und Norwegen überrannten und Menschen wie Almond sich nicht länger über die wahre Lage der Dinge betrügen konnten, willigte er auch ein, Ihrem Vater eine Art Option einzuräumen: Herr Rigot verpflichtete sich, einen Betrag von hunderttausend Franken für Almond in der Schweiz sicherzustellen. Almond sollte ihn jederzeit abrufen können, und damit würde das Bild in das Eigentum Ihres Vaters übergehen.

Nun... Sie wissen, was im Sommer 1940 geschah. Von Almond hörte man nichts. Bis im August 1942, zweieinhalb Jahre nach dem Vertrag, Almond auf einmal das Geld verlangte. Ihr Vater hat mir den Brief gezeigt; Sie werden ihn sicher unter seinen Papieren finden. Das Geld sollte an eine Zürcher Bank überwiesen werden, auf das Konto eines Hilfsvereins für Flüchtlinge, das von einem hierzulande gut bekannten Mann geleitet wurde: Louis Wohlwend, der Herausgeber der ‚Zeitstimme‘.»

Philipp erinnerte sich, die Hefte der Zeitschrift in Restaurants und auch im «Rebberg» gesehen zu haben.

«Herr Rigot überwies das Geld. Er hatte wohl Bedenken; aber der Brief war sehr dringend gehalten, und soweit er zwischen den Zeilen lesen konnte, mochte es sehr wohl für Almond um Leben und Tod gehen. Auch kannte Ihr Vater Wohlwend recht gut: er hatte ihn seinerzeit unterstützt bei der Gründung der ‚Zeitstimme‘. Wohlwend versprach Herrn Rigot, ihn über die Verwendung des Geldes zu benachrichtigen, und er nannte ihm denn auch ein paar Monate später den Namen eines Vertrauensmannes in Genf, der das Geld erhielt, nachdem er sich anscheinend darüber ausgewiesen hatte, dass er dazu befugt war.

Als der Krieg zu Ende war, versuchte Herr Rigot, mit Almond Verbindung aufzunehmen. Aber — er war verschollen.

Noch während des Krieges hatte Wohlwend die ‚Zeitstimme‘ an sich gebracht — mit durchaus gesetzlichen Mitteln natürlich; die ‚Zeitstimme‘ war ein glänzendes Geschäft geworden, und Wohlwend brauchte die Unterstützung Ihres Vaters nicht mehr. Da er darüber hinaus den Charakter seiner Zeitschrift sehr geändert hatte — sie hatte als ernsthafte und oft recht kämpferische Revue begonnen, und er machte daraus das geschmackliche Vereinsblatt der Snobs, das sie jetzt ist —

waren die Beziehungen zwischen Ihrem Vater und Wohlwend kühl geworden.

Ihr Vater hat seine Nachforschungen nach Almond vor Wohlwend geheimgehalten, da er ihm nicht über den Weg traute. Das war zu der Zeit, da er schon den ersten Herzanfall gehabt hatte. Und nachher... nun, er war nicht mehr derselbe und verfolgte die Angelegenheit nicht so, wie er es sonst wohl getan hätte.

Vor ein paar Wochen ist er zu mir gekommen. Er hatte erfahren, dass in Paris noch eine Frau lebt, die während vieler Jahre Almonds Geliebte gewesen ist, Janine Francov. Er wollte mit ihr in Verbindung treten, aber seine Gesundheit erlaubte ihm keine Anstrengungen mehr. So bat er mich, zu tun, was ich könne... Ich schrieb nach Paris, an den Leiter einer Flüchtlingsorganisation, mit dem ich viel zu tun habe. Er kennt Frau Francov und spricht mit grosser Achtung von ihr. Sie ist übrigens inzwischen die Sachwalterin von Almonds Vermögen geworden; darum ist Ihr Vater auch auf sie gestossen.

Nun... ich habe Frau Francov geschrieben, und sie bat mich, sogleich eine Unterredung mit Ihrem Vater zu vereinbaren. Das war vor vier Wochen... es war zu spät.»

Gerson schwieg. Und Philipp hörte auf einmal wieder die Theres sagen: «Wenn einer nichts mehr hat im Leben, kann er leicht sterben.» Er hatte nichts mehr gehabt... als vielleicht die Rosen und das Bild. Und er erinnerte sich an den ersten Abend im «Rebberg», an das Würgen in der Kehle und den Wunsch: «Wenn ich doch rechtzeitig gekommen wäre! Wenn ich etwas tun könnte!» Vielleicht war da etwas, das er tun konnte?

«Würden Sie es für richtig halten, Herr Professor, dass ich diese Dame sehe?»

«Ich hoffte, Sie würden diesen Vorschlag machen. Nur muss ich Sie warnen; ich habe Ihnen alles erzählt, was ich selber weiss. Sie sollten wohl in den Papieren Ihres Vaters nachsehen.»

«Das will ich tun.»

Eine Weile war nur das Summen des Samowars zu hören. Auf einmal wurde Philipp gewahr, dass er Katia wieder angestarrt hatte. Er lächelte, halb zur Entschuldigung. Dann fragte er: «Der Professor sagt, Sie könnten mir das Bild erklären?»

«Katia ist Kunstgeschichtlerin», fiel Gerson ein.

«Ich habe es nur ein- oder zweimal gesehen», sagte Katia. «Es ist...» — sie suchte nach einem Wort und fuhr fort — «schön... Man kann es nicht besser sagen.» (Fortsetzung folgt)